

# Die Rose

Autor(en): **E. K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **24 (1919-1920)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-311478>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es und sperrte mit den Füßen vor der Schultüre an. Drinnen stand es mit gesenktem Kopfe vor dem Pult und zupfte mit den Fingern an der Schürze. „Komm, zeig mir deinen Sack, Söpheli; es geschieht dir nichts.“ Die Lehrerin zog die Farbestifte heraus. „Ich hab' sie nicht genommen“, tönte es durch's leere Zimmer. — Die Lehrerin hatte wohl gehört, dass Söpheli nichts zu Weihnachten bekommen. Sie nahm das Kind bei der Hand, hob mit der andern sein Köpflein und sagte zu ihm: „Söpheli, gelt, weil du nichts zu Weihnachten bekommen, wolltest du diese Farbstifte haben, und weil sie schön glänzten. Söpheli nickte, hielt aber den Kopf immer noch zu Boden gesenkt. „Du darfst sie jetzt behalten; aber nehmen tust du gar nie mehr, gelt.“ Söpheli schüttelte heftig sein Köpflein. Während es die Farbestifte ergriff, leuchtete etwas so Frohes, Seltenes in seinen Augen auf. Es hob den Kopf und schaute verwundert zur Lehrerin. Diese dachte im stillen, fängt wohl dann das Stehlen im Menschen an, wenn das Kind so liebearm ist, so ganz arm, und alle andern Freude haben, nur das eine Menschenkind nicht, das Kleine, das es nicht fassen kann, dass es Menschen geben soll, die nichts haben, und dass es eine Leere ausfüllen will, eine Leere, wie sie aus den Augen des Kindes gegähnt? — Voller Ehrlichkeit legte es von jetzt an sein Händchen in die Hand der Lehrerin, und in seinen Ohren tönte nicht mehr das hässliche Wort „du lügst“, und das andere „du hast gestohlen“ — wenigstens in der Schule nicht mehr. — Wollte es stehlen? Nein, nur eine Leere ausfüllen, eine Leere, die vom mütterlichen Feuer ausgesengt, vom verzehrenden Feuer einer Menschenverächterin, einer Verstossenen, um des lieben Geldes willen.

### Die Rose.

Von E. K.

Es war am Tage vor Weihnachten. Ich brachte die Festzeit in einem unserer Hochtäler zu. Für den Nachmittag hatten wir uns, ein kleiner Kreis von Bekannten, im traulichen Zimmer unserer alten mütterlichen Freundin zusammengesunden.

Das Wetter war unfreundlich und kalt; durch die Fenster schauten die Bergriesen düster, fast drohend uns an, und ein Schneesturm tobte heulend um das Haus. Desto gemüthlicher war es aber am grünen Kachelofen, dessen behagliche Wärme wir heute doppelt wohligh empfanden.

Man sprach von diesem und jenem, von grossem und kleinem, bis ein Bittender, der die offene Hand unserer gütigen Gastgeberin kannte, uns unterbrach und, als diese wieder eingetreten war, unser Gespräch auf die Handwerksburschen und allerlei fahrendes Volk lenkte.

Unsere Freundin hatte im fernen Westen ein grosses Haus besessen, in welchem alle, die der Hilfe und des Trostes bedurften, Hohe und Niedrige, freundlicher Teilnahme sicher waren. Sie konnte also aus reicher Erfahrung schöpfen.

Der Sturm hatte sich unterdessen gelegt, die Wolken fingen an, sich zu zerteilen, und da schlich sich auf die Berge auch noch ein zarter, roter Schimmer, erst nur wie ein schüchternes Lächeln auf einem finstern Gesicht; er wurde aber immer heller und heller, bis sich die ganze Landschaft in dem rosigen Lichte zu verwandeln schien und die Gipfel in fast überirdischer Schönheit erglühten. Was vorher starr und kalt und tot dagestanden hatte, sah aus, als ob es beseelt sei von Licht und Wärme und Leben. Selbst unser dämmeriges Gemach war erfüllt von dem leuchtenden Widerschein.

Als er erloschen war, sagte unsere Freundin: „Unser voriges Gespräch und der heutige Abend bringen mir ein Erlebnis in Erinnerung, das, so unbedeutend es scheinen mag, mich tief ergriffen hat.

Es war wie heute der Tag vor Weihnachten. Der Postbote hatte mir Edelrosen von seltener Schönheit und Vollkommenheit gebracht, die liebende Hand und treues Gedenken mir als Weihnachtsgruss gesendet. Ich war eben daran, sie in der Vorhalle in Schalen zu stellen, als ein ‚Tramp‘, wie sie in meiner Heimat genannt werden, kam und um eine Gabe bat.

Ich habe nie einen Tramp, wenn es mir immer anders möglich war, nur mit einer Gabe abgefunden. Freundliche Teilnahme und ein aufmunterndes Wort sind ihnen meist ebenso nötig oder noch nötiger, und immer hatte ich dafür empfänglichen Boden gefunden; immer noch war ein düsterer Blick heller und eine verbitterte Miene milder geworden.

Nur bei diesem einen, von dem ich gesprochen, schien es mir nicht gelingen zu wollen. Sein Äusseres hatte nichts Auffälliges, sein Gesicht war weder schön noch unschön, weder gut noch böse; was mich aber darin besonders berührte, war ein Ausdruck, wie ich ihn vorher und seither nie gesehen, so trostlos und so völlig, völlig hoffnungslos. Ich versuchte alles, um etwas in ihm hervorzulocken, das wenigstens einem Schein von Leben und Freude glich; aber vergebens. Meine Gaben nahm er gerne und wie mir schien, dankbar an, meinen Worten hörte er willig zu, aber kein Zug veränderte sich in dem Gesichte, das in einem furchtbaren Leide erstarrt zu sein schien. War es durch eigene oder fremde Schuld, durch einen harten Schicksalsschlag oder unter dem langen Drucke eines schweren Geschickes so geworden? Ich machte keinen Versuch, es zu ergründen; aber es war mir unmöglich, den armen Menschen so ganz ohne Trost von meinem Hause ziehen zu lassen — und dazu noch am Christabend. Und doch hatte ich alle meine Hilfsquellen erschöpft. Was konnte ich noch versuchen? Ich blickte ratlos umher; schon wandte er sich zum Gehen. Da fiel mein Blick auf die Rosen. Von einer plötzlichen Eingebung geleitet, nahm ich eine derselben und streckte sie ihm hin. — Und was ich mit allem andern nicht erreicht, vermochte die Reinheit und Schönheit der Blume. Sie musste die feinste Seite seines Wesens berührt und dort etwas geweckt haben, was — vielleicht lange, lange schon — verschüttet und begraben schien; denn ein leises Zittern und Zucken ging durch seine Züge, und in seine Augen kam ein Schein, so schwach und zaghaft zuerst nur, wie vorhin das erste Licht auf den Bergen; dann aber leuchtete auf einmal sein ganzes Gesicht in einer Dankbarkeit und Freude, die es völlig verwandelten und verklärten. Es war nicht mehr der arme, unglückliche Tramp, der vor mir stand, so vergeistigt und veredelt sah er aus.“

Unsere Erzählerin schwieg bewegt. Es lagen Jahrzehnte zwischen damals und heute, Jahrzehnte eines reichen Lebens, erfüllt von viel Schönem und Gutem, aber auch von einem gerüttelt vollen Masse des Leids, und doch hatte die Erinnerung an jenen Beweis des unauslöschlich Göttlichen im Menschen auch heute noch die Kraft gehabt, die alten, blauen Augen mit Tränen zu füllen.

### An seinem „Geringsten“.

Von E. K.

Als ich vor vielen Jahren einmal als Weihnachtsferiengast heimreiste, war es für meine Wiedersehensfreude eine leise Enttäuschung, noch andern Besuch, ein mir unbekanntes, junges Mädchen, anzutreffen; das Mädchen hatte aber etwas